



ARTHUR MISSA FORMENVERFUGER

Julius Fock, völlig zu Recht erfolgloser Autor abartiger Schundprosa und Ekel erregender Schmuddeltraktate übelsten Charakters, um zwecks möglichst effektiver Klärung der grundlegenden Tatsachen den zugegebenermaßen nicht ganz objektiv gehaltenen Mittelteil der finalen SMS seiner letzten großen Liebe zu zitieren, die auf Grund einer etwas überbordenden Form von Komplexitätsreduktion seine mietsichernde Mitarbeit bei der *Cunnilinguistik. Zeitschrift für fortgeschrittenes aufklärerisches Denken* übergangen hatte, ein Blatt, das in zahlreichen theologischen Fakultäten beileibe nicht nur katholischer Hochschulen einen gewissen Kultstatus genoss, ohne dass Julius Fock etwas davon geahnt oder gar gewusst hätte, (lediglich die wohlformulierten Anfragen bezüglich des Titels, die hin und wieder in seinen ständig schwitzenden Händen landeten, gaben ihm kleine Rätsel auf, die er jedoch ausnahmslos mit einer kurzerhand erfundenen Geschichte zu lösen pflegte, woraufhin keiner der Absender auch nur ein einziges Mal nachfragte), kurzum: Julius Fock, dreiunddreißig, einsachtundsiebzig, siebenundachtzig, lockere achtzehn mal fünf, lief die Straße entlang und schaute sich von außen dabei zu, wie er mit leicht federndem Gang zeitlupenartig durch sanft hernieder schwebende Schneeflocken schritt, als es zu regnen begann.

Für ein paar Meter hielt sich die Illusion schadlos, verschwamm dann ohne Vorwarnung, und während Julius Fock noch von der Erkenntnis übermannt wurde, dass es regnete, schüttete es bereits.

Immerhin fiel ihm jetzt wieder ein, dass er wegen seines Autos hier war und dass es in etwa darum ging, herauszufinden, wo sich ihre Wege gestern Nacht getrennt hatten. Indes, die Parklücken entlang seiner rechten Flanke kamen ihm zunehmend verdächtig vor.

Mit dem Ende der Straße war schließlich auch der letzte Rest zweifelhafter Hoffnung ausgeräumt. Heimtückischer Diebstahl!

Abrupt blieb er stehen und noch während er sich – für einen theoretisch zu vernachlässigenden Moment – erhaben dünkte in dem Gefühl, zu jenen Auserwählten zu gehören, die binnen eines

Tages zweimal verlassen worden waren, wechselte die Perspektive wie von selbst, und Julius Fock durfte mit ansehen, wie er mit weit ausgestreckten Armen dastand, den Kopf in den Nacken gelegt und den Blick gen Himmel gerichtet, als das Bild langsam um seine Achse zu rotieren begann ... ein offener Mantel weht im Wind, Tropfen fallen auf weich wallendes Haar und ein Bündel Sonnenstrahlen mischt sich in warmen Regen, lässt Pflastersteine erglänzen, als hätte die Nässe nur den Platz bereitet und wäre ihm nicht in stockenden Rinnsalen den Rücken hinabgekrochen, um ihn zurück in eine Realität zu holen, aus der heraus ihn von links die klobigen Lichter seines Autos anlotzten.

Unter Zuhilfenahme eines stumm prüfenden Blickes umrundete er Mandy, trat mit jener ungläubigen Behutsamkeit, die die Kenner-schaft nur vorspielt, gegen einen jeden ihrer Reifen (hörten sich alle normal an ... wie Reifen ...), verlor ein paar kritische Blicke an Stellen, die er nie zuvor gesehen hatte und die ihm in ihrer bloßen Existenz nicht das Geringste sagten, und stieg, endlich, nass bis auf die Knochen, ein.

Das Innere Mandys quittierte seine Ankunft kurzerhand mit einem so vollständigen Beschlagen sämtlicher Scheiben, dass er den Regen nur noch hätte hören können, wären seine Sinne nicht plötzlich angeregt worden, eine detailgetreue Rekonstruktion ihres letzten kleinen Parkplatzabenteuers vorzunehmen. Da würde ich jetzt nicht nein sagen, dachte er sich, wünschte sogleich den Erfinder des Konjunktivs zum Teufel (zweifelloso eine dieser unbefriedigten Germanistinnen) und startete, und startete, und startete den Motor. Er brauchte dringend Inspirationen. Redaktionsschluss, Miete, das Übliche.

Zum Glück lief ihm schon an der ersten, nun ja, gelben Ampel ein Typ im roten Mantel vors Auto, woraufhin sich zwischen Links-schlenkerrechtsschlenker die Idee einer Weihnachtsgeschichte in Julius Focks Hirnwindungen bohrte, der er – nach einer kurzen Phase verbaler Entsublimierung – den Titel *Christ ist gekommen* gab.

Zufrieden schaltete er das Radio ein, wo sich eine bereits sinnlich gestimmte Stimme aus einem Literaturcafé meldete, nur um sich kurz darauf ehrerbietig zu verabschieden. Nach einer, wie

Julius Fock befand, andächtigen Sekunde des Schweigens zuviel meldete sich schließlich ein offenbar schon etwas älterer Herr und begann ohne Umschweife darzulegen, warum er keine Weihnachtsgeschichten mehr schreibe.

»... weil mir zum heiligen Fest nichts mehr einfällt«, äffte Julius Fock den Sprecher nach und versuchte, einmal dabei, gemeinsam mit ihm auch gleich noch den Grund für dieses Versagen zu finden. Ihre Antwort besagte, dass es schon zu viele Weihnachtsgeschichten gibt, vor allem viele schlechte.

»Viele schlechte«, tönte nun auch der ältere Herr und ertete ein schallendes »Ha, zu spät gekommen!«, dem Julius Fock sogleich die nächsten These samt einiger nur bedingt auf schlechte Sicht zurückzuführende Spritzer aus der Scheibenwaschanlage folgen ließ.

Als er das »Gelb« der nächsten Ampel über sich sah, war auch der Sprecher soweit. Der sich nun anschließenden Begründung erging es nicht anders, und nachdem Julius Focks Vorsprung mit dem Ende der nächsten Durchsage – bei nur leicht überhöhter Geschwindigkeit – auf gut und gerne einhundert Meter angewachsen war, gab er sich willfährig einer ihm noch nicht näher bekannten vorweihnachtlichen Muse hin, die ihm gebot, zufrieden der exakten Wiederholung seiner Worte zu lauschen. Nebenbei begann er, mit leicht klebrigen Fingern im Schacht des Kassettendecks herumzufummeln, wobei er sich über den theologischen Gehaltsverlust der Weihnachtsgeschichte reflektieren hörte.

»Haha, was für'n Geschwätz!«, gellte es durch Mandy, ohne dass Julius Fock recht klar war, wem diese Worte eigentlich galten. Als er sich nach einer weiteren vergelbten Ampel umschaute, sah er, dass nur der Mann hinter ihm gemeint sein konnte.

»Nicht gerade originell«, zischte dieser und schickte sich an, mit seiner nächsten These fortzufahren, als ihn ein lauthals grunzendes Geräusch davon abkommen ließ. Nun gut ... Unter betont tiefem Ausschnauben rutschte der Mann ein wenig zurück, legte seine Hände ineinander und wandte sich, leicht nach vornüber gebeugt, an Julius Fock, dem erst jetzt auffiel, dass der da hinten gar kein weißes Haar hatte, eher so ... fleischfarben.

»Was sie da machen«, erklärte der tatsächlich schon etwas ältere

Herr und fügte eine kaum rhetorisch zu nennende Pause ein, »das ist nicht gerade sehr originell.«

»?«

»Eine billige Adaption von *The Purple Rose of Cairo*.«

«??«

»Sie wissen schon, der Film.«

Und nach einer vollen Sekunde stillen Verweilens.

»Den kennen Sie doch, oder?«

Und ob er den kannte! Schließlich hatte er das Drehbuch geschrieben, auch wenn er's *Die schwarze Rose von Kairo* genannt hatte, aber er wusste ja selbst, was alles nötig war, um die Sachen an den Mann zu bringen. Da war so eine kleine Änderung im Titel noch das Harmloseste. Nur war ihm nicht ganz klar, wie das hierher passte und vor allem, woher der Kerl wusste, dass er das Drehbuch ... er hatte doch eines seiner Pseudonyme ... egal.

»Kleopatra und 'ne Horde römischer Soldaten, was is' schon dabei?«, raunzte Julius Fock und erblickte im Rückspiegel zwei sich fragend verfinsternde Augen.

Dann verging ein bisschen Zeit.

Und dann ...

»Sagen Sie, könnte es vielleicht sein ...«

»... was, dass es die falschen Kostüme waren?«, plärrte Julius Fock, der auf sein Werk nichts kommen ließ und sah, wie der Alte zurück und in sich zusammen sank, bald darauf aber wieder in seine angestammte Sitzhaltung kroch und nach einem gepflegten Räuspern bereit war, es ein zweites Mal zu versuchen.

»Nein, ich wollte vielmehr zu Bedenken geben ...«

Aber auch diese Form der Einleitung war entschieden zu lang.

»Verdammt, komm' sie mir jetzt bloß nich' mit ›Die hatten überhaupt viel zu selten irgendwelche Kostüme an.‹ Mann, das Teil is' schließlich kein Kriegsfilm. Scheiß auf'n Krieg. Außerdem isses warm in Ägypten«, sprach's, wischte zwei fünffingrige Schweißspuren über dem hellen Blau der Hose aus und wartete. Und wartete. Und weil nichts passierte, bemerkte Julius Fock –

»Das machen sie wohl öfters?«

»Bitte?«

»Kunstpausen. Sie machen öfters Kunstpausen. Is ihnen das schon mal aufgefallen?«

Hatte sich der Alte soeben noch vorgenommen, wenigstens klarzustellen, dass es »öfter« heißen müsse, so zuckte er beim Anblick der roten Ampel vorüberhinter ihm nur zaghaft (ein anderer würde freilich sagen verzagt) mit seinen kleinen Schultern.

»Verstehe, ihnen fällt mal wieder nix ein. Weihnachtssyndrom, was?«

Es folgte die traditionelle stoische Sekunde, darin ein Augenblick, in dem Julius Fock sicher war, das Antlitz des Alten habe sich mitsamt aller Bewegung von Raum und Zeit in den Rückspiegel gebrannt (nicht mal Ampeln ...), doch dann öffnete sich ihm ein Mund, schmallippig und grau, und mit einem Male fühlte er sich eingeschlossen von dem Bilde vor und dessen Tönen hinter ihm.

»Sehen Sie, die Sache ist doch folgende. Jahr für Jahr, pünktlich zum heiligen Fest, bricht eine neue Flut von Weihnachtsgeschichten über uns herein. Kurze, lange, alte, neue, kitschige, avantgardistische, gedichtete, prosaische et cetera, et cetera, et cetera. Immerfort wuchern die Weihnachtsgeschichten aus Zeitungen, Zeitschriften und ganzen Sammelbänden, immerfort erschallt das totale Fest auf allen Kanälen, prostituieren sich glatt geleckte Bilder. Der Einzelne ist regelrecht eingeschweißt zwischen all den Medien und Mitteln und Formen, mit denen die keinem mehr heiligen Erzählungen serviert werden. Dabei sind die Servierenden selbst schon Sklaven und das Servieren in Wahrheit ein Abservieren. Es ist also vollkommen egal, für welches Weihnachtsmenü man sich entscheidet, man bekommt immer die gleiche Geschichte, weil man einzig zwischen dem Immergleichen wählen kann. Im schönen Schein der Vielfalt entschlägt sich weihnachtliche Einfalt.«

Hau den Lukas 2,1-20, stand es da plötzlich in festlich leuchtenden Lettern vor Julius Fock (sicherlich eines dieser Reklameschilder ..., aber hatte er nicht auch eine Stimme gehört? Na, wahrscheinlich die Verkündigung irgendeines Weihnachtsquiz im Radio ... Nein, nein, er war ganz bestimmt nicht der Urheber dieser Worte, vielleicht war das ja überhaupt alles nur eine Täuschung, ein etwas überdimensionierter Lückenfüller zwischen zwei sich nicht ganz bruchlos

aneinanderfügenden Realitätspartikeln in seinem Kopf. Sein Hintermann jedenfalls hatte von diesem seltsam bibliophilen Moment nichts mitbekommen und war in seinem Monolog fortgefahren.)

»... und nicht anders ergeht es den Wünschen der Menschen, denn was auf ihren Wunschzetteln steht, hat ihnen der Weihnachtsmann längst schon gebracht, schließlich sind es seine Wünsche, oder vielmehr die der Weihnachtsindustrie, deren eilfertiger Diener er ist. Das vorweihnachtliche Wunschzettelschreiben durch den Einzelnen ist in Wahrheit ein angsterfülltes Abschreiben der von der Weihnachtsindustrie massenhaft eingeschriebenen Bedürfnisse. Das selbst Gewünschte ist das fremd Gewollte, die Weihnachtsmannrute das zum schier gewitzigten Unterhaltungsfetisch denaturierte Symbol für die dem in der total anheimelnden Weihnachtswelt gefangenen Subjekt tagein, tagaus zugefügte Prügel.«

Statt peitschender Palmwedel die Tortur von Tannenzweigen, auf *Die Schwarze Rose von Kairo* folgt der Heiland, Christ ist gekommen und seine Rute hat er gleich mitgebracht. Ein einziges Ausgeziehe in Ägypten ...

»... denn die zahllosen Darstellungen des heiligen Festes erniedrigen seinen vergleichsweise ohnehin recht geringen theologischen Gehalt noch weiter und machen alles und jeden zum Sklaven eines falschen Amüsierbetriebs, dessen auf die Haut und in den Körper gestampftes Stahlkorsett immer weniger abgestreift werden kann, je mehr man es als Teil seines Selbst empfindet, als eigene Haut, so wohligh und weich und warm, als wäre man gerade erst einem Bade entstiegen.«

Für einen Augenblick zog die nackte Kleopatra vor Julius Focks geistigem Auge entlang, doch kam sie nicht weit ...

»... der theologische Gehalt der Weihnachtsgeschichte verkümmert in dem Maße, in dem ihre Zahl wächst. Ihre bis zur Penetranz verdinglichte Anpassungsfähigkeit ist nichts anderes als die positivistische Positivierung der in ihrem So-Sein enthaltenen Unversöhnlichkeit. Die immanente Potenz des Sich-Sperrens degeneriert zur Sperrung der Bedingung der Möglichkeit ureigener Negativität. Es ist das Begreifen des selbstreflexiven Geistes, dass ein befreiendes Lachen umso weniger möglich ist, desto komischer

die Weihnachtsgeschichten sich gebärden. Denn das ist es, was sie sein wollen, ohne dabei auch nur ansatzweise begreifen zu können, dass sie es letztlich doch nur gewollt worden sind – komisch.«

»Na, das kann man ihrer zumindest nicht vorwerfen«, brach es nach einigen überaus bildarmen Sekunden aus Julius Fock heraus.

»Nun, – [Kunstpause] –, sie ist ja auch keine Weihnachtsgeschichte.«

Fernab jeglicher Sinnhorizonte, auf der ausgetrockneten Quelle seiner bis vor kurzem noch reichlich sprudelnden Vorstellungskraft sitzend, kratzte sich Julius Fock den verbuschelten Kopf, dachte angestrengt nach, übersah eine gelbliche Ampel, kratzte sich wieder, dachte nach, kratzte, dachte, kratzte, dann –

»Nich?«

»Nein. Es ist vielmehr der Versuch zu zeigen, dass man nach Weihnachten keine Weihnachtsgeschichten mehr schreiben kann.«

»Aber wir ham noch gar nich Weihnachten.« – Es war das Einzige, was die sich rasant ausbreitende Wüste in Julius Focks Kopf freigab.

»Aber wir hatten. Letztes Jahr.« [Das Übliche] »Wenn Sie sich erinnern ...«

Das Gedenken meldete sich unvermittelt in Form eines gewissen Kribbelns, just an jener Stelle ...

»Und wie ich mich erinnre!«, schoss es aus Julius Fock heraus. »War das erste Heft, wo ich mitgearbeitet hab', und dann gleich solche Bilder. Ich sag' nur, süßer die Glocken nie klingen ...«

Stille.

»Oh, 'tschuldigung, *Cunnilinguistik. Zeitschrift für fortgeschrittenes aufklärerisches Denken*, wie wir uns mit vollem Namen nennen. Kennen sie vielleicht.«

»Tut mir leid, noch nie davon gehört«, log der ältere Herr. »Klingt aber durchaus viel versprechend, dieses Cunnilingu ...«

»...linguistik. Cunnilinguistik«, vervollständigte Julius Fock, zog den überraschend reibungslos funktionierenden Reißverschluss seines verschlissenen Parkas nach unten, wischte sich noch schnell die Hände am Innenfutter trocken und legte los.

»Also, der Kerl, auf dessen Mist die ganze Cunnilinguistik ge-



wachsen is, das war so ein Revolutionstyp. Naja, und der hatte ne Freundin, und immer wenn er bei der mit seiner Revolution gekomm' is, hat sie bloß gesagt: »Leck mich!« Na, und irgendwann hat der das dann gemacht. Und sie is auf'n Geschmack gekomm'. Aber das hat sich nich lange so gehalten, weil für ihn fand die Revolution draußen statt und sie hat drin' immer mehr gewollt. Ging alles nicht mehr so richtig zusammen. Er hat Widerstand geleistet und über sonst was für komplizierten Texten gehockt, und sie hat angefangen, Sport zu treiben und sich dabei immer weiter gebeugt. Als er dann eines schönen Abends nach Hause kam, war sie ganz unten. Na, man kann sich ja vorstellen, dass er's irgendwie auch war und dass er das nicht auf sich sitzen lassen konnte. Erst wollte er dagegen protestieren, aber dann hat er sich's anders überlegt, is gegangen und hat nen Text verfasst. Den hat er dann seinen Genossen gezeigt, und die hatten die gleichen Probleme, und da haben sie auch welche geschrieben, und einer hat dazu noch was gemalt, naja, und weil sie's gewohnt waren, aus allem 'ne Kampfschrift zu machen, haben sie vorsorglich mal 10 000 Exemplare gedruckt und auf ihren Demos an ihre Leidensgenossen verteilt. Ihre Parole lautete: »Unter den Talaren, des Autocunnilingus Gefahren«. Aber das haben sie natürlich keinem erzählt, nur untereinander. Naja, besser war's, weil, nach der ersten Ausgabe gab's bisschen Ärger wegen der Verkehrstipps, da ham viele Leute nix mit anfangen können. Aber schlimmer war noch, dass die Autocunnilinguistik bei den Weibern angekommen' is. Ich meine, vielleicht war'n ja die Texte zu kompliziert oder die Bilder nich klar und deutlich genug, jedenfalls bekamen die Jungs ne Menge Post wo's hieß, die Broschüre sei ganz wunderbar, fortschrittlich, ein Beitrag zur Emanzipation der Frau und all so nen Sermon. Und wie's nun mal so is – die Ex vom Urheber der ganzen Geschichte fand's auch toll. Außerdem hatte sie Probleme mit der Bandscheibe, aber das hat sie ihm natürlich nich gesagt. Jedenfalls hat er sie wieder genommen, oder sie ihn ... lässt sich nicht mehr so genau sagen. Jedenfalls war in der zweiten Ausgabe das Auto weg. Na, und dann war auch schon 69.«

»Interessant«, befand der ältere Herr. »Wirklich interessant.«

»Ja, und wissen sie was, dieses Jahr gibt's zu Weihnachten sogar

'ne Sondernummer. Und ich hab' zwei volle Seiten für 'ne passende Geschichte. Den Titel hab' ich schon.«

Blindlings aus der unaufgeräumten Tiefe des Parkas gezerrt, betrat eine bereits leicht fragmentierte Lebkuchenbrezel die Szenerie, verkrümelte sich über Hände, Hose, Sitz und Boden und beendete ihren fragwürdigen Auftritt damit, dass Julius Fock anfang, es sich unter unmissverständlicher Einbeziehung diverser Sinnesorgane schmecken zu lassen.

»Das Einzige was mir noch fehlt, [ein in Auflösung befindlicher Lebkuchenberg, aus dem so einiges hervorsprudelt], ist der Text untendrunter. [Kurze Wanderbeule am Hals.] Den Titel werd' ich jedenfalls nicht mehr ändern, [ein aus unappetitlichen Tiefen empor gewürgter Ton], der is nämlich verdammt gut getroffen. [Reichhaltig belegte Zunge.] Voll in die Mitte. [Angelt sich einen fetten Krümel] Vielleicht [und lässt nichts als braune Schmiere zurück] ham Sie ja 'ne Idee. [Die Zunge klatscht aus dem Mund, schiebt sich durch das verbliebene Brezelloch und kippt mitsamt dem ganzen Drumherum nach hinten ab. Mehr lässt sich zum Glück nicht erahnen.] – Obwohl, wenn ich's mir recht überlege ... die Sache mit dem Stahlkorsett ist an sich gar keine so schlechte Idee.«

Der Alte traute seinen Ohren kaum und brachte lediglich ein bedächtiges »an und für sich« hervor, dem er ein unterstützendes Nicken folgen ließ.

»Natürlich dürfte man nich gleich damit beginnen. Bisschen was vorneweg und rundrum muss schon sein. Dabei könnte man auch gleich mit deutlich machen, dass es sich um den falschen Mann handelt.«

»Das Problem der Identität«, warf sein Hintermann in einer ihm unbekannten Geschwindigkeit ein.

Es war, als spräche er nur mit sich selbst. Indes Julius Fock ...

»Weihnachtsmatschwetter. Ein riesiger Wohnblock. Er weiß nicht wohin, klingelt irgendwo. Der falsche Mann am richtigen Ort. Vielleicht auch der richtige Mann am falschen. Egal. Jedenfalls, wie ihm die Tür geöffnet wird, isses eine andre Welt ...« – »Eine entwirklichte«, beschwört der Alte, und wie in Trance bittet er ihn weiterzumachen. – »Einmal drin, kommt man so leicht nicht wieder raus.« – »Die total integrierende Toleranz erzeugt ein System allesfressender Assimilatoren, die sich, sich selbst verzehrend, zu hermetischer Ganzheit verdichten.« – »Sie haben ihn in ihrer erwartungsfrohen Geilheit zu sich reingezogen. Er wehrt sich, aber für sie

gehört das zum Spiel.« – »Noch die vermeintlich größte Kontradiktion regrediert im bloßen Spiel zum ewig Einheitsgleichen.« – »Da merkt er, dass er sie nicht mit Kraft, sondern nur mit List besiegen kann.« – »Ein neuer Odysseus.« – »Zum Glück haben sie kein richtiges Stahlkorsett. Soweit sind sie noch nicht. Aber dafür gibt's Ketten, da hängen sie ihn rein.« – »Was sich schwebend dünkt ist die Verdinglichung, ist ein Symbol des schlecht Bestehenden, die Affirmation des rein Empirischen.« – »Von außen nicht hörbar aber lebt in seinem tiefsten Innern dieses Nein. Er bittet darum, die Ketten nicht noch fester zu ziehen, und sie gehen drauf ein und ziehen sie fester und fester, so lange, bis das Nein zu erzittern beginnt ...« »Das Nachzittern.« »... und sich ausbreitet, unsichtbar und rasend schnell, bis es schließlich seinen ganzen Körper erfasst und sich auf die Ketten überträgt, wo sich die Schwingungen umkehren und gegen die Ketten selbst richten, die reißen und jene erschlagen, die ihre Glieder zusammengeschmiedet haben. Und er wird frei sein, frei, frei.«

»Frei!«, schrie der Alte, schnellte von seinem Sitz empor und durchbohrte das Dach des Wagens.

Etwas unsicher, wie er die Idee aufs Papier bringen sollte, schaltete Julius Fock das Radio aus, fuhr zurück nach Hause und prägte sich den Ort fest ein, an dem er Mandy abgestellt hatte, die sich sicher war, dass er wiederkommen würde, sie zu holen.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Informationen sind unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Buch steht unter der Creative Commons »Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen« Lizenz 3.0.

Online: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.de>

Es ist Ihnen zu den folgenden Bedingungen gestattet, das Werk zu vervielfältigen, zu verbreiten und öffentlich zugänglich zu machen sowie Abwandlungen bzw. Bearbeitungen des Inhaltes anzufertigen: Sie müssen den Namen des Autors in der von ihm festgelegten Weise nennen. Wenn Sie den lizenzierten Inhalt bearbeiten oder in anderer Weise umgestalten, verändern oder als Grundlage für andere Inhalte verwenden, dürfen Sie die neu entstandenen Inhalte nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergeben, die mit denen dieses Lizenzvertrages identisch, vergleichbar oder kompatibel sind.

Arthur Missa

Formenverfuger/Formenverfüger

Verlegenheits-Verlag

Satz & Gestaltung: Katja Eichfeld | [www.momentito.de](http://www.momentito.de)

Druck: Gutenberg Verlag und Druckerei GmbH, Leipzig

Bindung: Buchbinderei Mönch, Leipzig

Erste Auflage 2008

[arthur.missa@gmx.de](mailto:arthur.missa@gmx.de)